

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 67=87 (1921)

Heft: 14

Artikel: Kriegslehren (Schluss)

Autor: Habicht

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-37014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Soweit der Bericht der Sektion St. Gallen.

Eine Ausnahme von diesem Grundsatz soll nach einem Vorschlag von Oberstleutnant Frey in Basel eintreten für Leute, die wegen eines gemeinen Deliktes bestraft worden sind.

(Schluß folgt.)

Kriegslehren.

Von Oberstleutnant *Habicht*.

(Schluß.)

Zu etwas anderen Schlüssen, wenigstens der Zahl nach, war eine französische Ansicht gekommen. Zwar bildete der russisch-japanische Krieg ebenfalls den Ausgang der Erwägungen; nur kam man zu der Folgerung, daß die Artilleristen der nächsten Kriege, gedeckt hinter ihren Schilden, die Eigenschaften ihres Geschützes noch mehr ausnützen und noch mehr Munition verbrauchen würden als die Russen oder Japaner. Um aus diesen bloßen Vermutungen zu sicheren Schlüssen für eine erforderliche Munitionsausrüstung zu kommen, hatte man während drei Manövertagen alle diejenigen Schießen notieren lassen, welche gegen angewiesene Ziele von der Artillerie in Wirklichkeit hätten durchgeführt werden müssen. Als Munitionsverbrauch gegen jedes Ziel wurden dabei berechnet 4 Einschießsalven und das Wirkungsschießen mit 48, rund 50 Schüssen. Die für eine Divisionsartillerie von 6 Batterien gefundenen Zahlen stimmten merkbar überein. Sie beliefen sich für die Batterie und den Tag im Mittel auf 500 Schuß. Da aber Manöverschlachten nur einen halben Tag dauern, so mußte diese Mittelzahl verdoppelt werden. An einem einzigen Gefechtstage würde also eine Batterie allein einen mittleren Munitionsverbrauch von 1000 Schuß haben.

Doch genügten der französischen Ansicht nach diese 1000 Schüsse auf die Batterie oder 250 für das Geschütz keineswegs; denn:

1. sind 4 Einschießlagen im allgemeinen gegen schwierige Ziele ungenügend;
2. wird ein Wirkungsschießen allein nur ein geringes Ergebnis liefern, wenn die Truppe in Bewegung ist oder die Artillerie auch nur ein wenig verdeckt. Man muß also damit rechnen, daß diese Wirkungsschießen in vielen Fällen zu wiederholen sind;
3. ist auch der Verbrauch während des Entscheidungskampfes auf Grund der obigen 50 Schuß gegen jedes Ziel berechnet worden. Während dieses entscheidenden Aktes darf man sich in Wirklichkeit nicht auf einige Wirkungssalven beschränken, sondern die Geschütze müssen schon aus moralischen Gründen ununterbrochen donnern.

Hieraus ergab sich als Konsequenz: „Nimmt man 2000 Schuß als mutmaßlichen Gefechtsverbrauch für die Batterie und den Tag an, so wird man noch unter der Wahrheit bleiben. Doch wird man

hoffen dürfen, niemals während des Gefechtes Munitionsmangel zu haben, wenn man dem Ersatze diese Mittelzahl für die Batterie zugrunde legt.“ Die Schlußfolgerung wurde daher in die Formel gekleidet: „Jede Batterie muß eine Ersatzabteilung zugeteilt erhalten, welche über ungefähr 2000 Schüsse verfügt.“ Damit waren die russischerseits festgestellten Erfahrungsziffern schon mehr als verdoppelt.

Eine andere französische Anschauung, vertreten durch den bekannten General Langlois, verlangte sogar die Bereitstellung von 3000 Schuß auf das Geschütz, wobei allerdings auch die Schüsse einzubeziehen waren, die in den Munitionsdepot vorrätig gehalten werden mußten.

Der Weltkrieg hat dann restlos der französischen Auffassung recht gegeben, ja selbst diese noch weit hinter den wirklichen Anforderungen zurückgelassen. In Oesterreich-Ungarn waren bei Kriegsbeginn nur etwa 500 Schuß für das Geschütz vorgesorgt. Diese waren bald verbraucht, so daß schon in den ersten Wochen des Krieges Mangel eintrat. Vorsorgen für die Einleitung einer außerordentlichen Massenerzeugung hatte der Mobilisierungsplan nicht vorgesehen. Die dann erst während des Krieges belebte Massenerzeugung der Artilleriemunition konnte diesen schweren Fehler nicht ausgleichen. Weil bald Mangel an den nicht in genügender Menge vorrätig gehaltenen Rohmaterialien eintrat, schleppte man bei dem immer steigenden Bedarf den chronischen Munitionsmangel als immerwährende Fessel mit.

Auch bei den deutschen Heeren ist das Gespenst des chronischen Munitionsmangels verhältnismäßig schon zu früher Zeit in die Erscheinung getreten. Die Munitionssorgen nehmen daher in Ludendorffs Kriegserinnerungen einen recht breiten Raum ein und ihre Beilegung bildet nicht den geringsten Teil der sowieso stark beanspruchten Tätigkeit des ersten Generalquartiermeisters. Er hat übrigens schon im Frieden als Chef der Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes dauernd auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Friedensmunitionsbestände so zu erhöhen und zu bemessen, daß sie bis zum Einsetzen der Mobilmachungslieferungen reichten. Nach seiner Aussage ist er aber nicht auch nur annähernd in dem gebotenen Umfange durchgedrungen. Es ist ihm also ähnlich ergangen wie den wenigen, die bei uns auf das Ungenügen unserer amtlich beglaubigten Munitionsbestände hinzudeuten sich erfrecht haben.

Allerdings hat zwischen der Ost- und der Westfront in dieser Beziehung stets ein gewisser Unterschied geherrscht. Ludendorff urteilt selbst von der Zeit, da er noch Stabschef der Heeresgruppe Hindenburgs war: „Im Osten haben wir nie Munitionsmangel gehabt; wir hatten stets so viel, wie bei den schlechten Wegen der Nachschub im Bewegungskrieg leisten konnte, und im Stellungs-

krieg wurden damals noch keine großen Bestände niedergelegt. Im Westen aber lagen die Verhältnisse anders; da mangelte es an Munition empfindlich.“ Doch haben auch im Osten die Munitionsverhältnisse operativ zurückgewirkt. „Unsere erschöpfte Infanterie brauchte, wenn sie angreifen sollte, umsomehr artilleristische Unterstützung, je weiter sie nach Osten kam. Mit zunehmender Entfernung wuchs die Schwierigkeit, Munition vorzubringen. So verlangsamten sich die Kampfhandlungen und ermatteten. Ein hoher russischer Offizier sagte mir später nach dem Friedensschlusse mit Rußland, er habe nicht verstanden, daß wir nicht schärfer gedrängt hätten; die russische Armee würde sich aufgelöst haben. Führung und Truppen haben alles getan, um dieses Ziel zu erreichen. Aber wenn in voller Mannszucht, bei bestem Willen und höchster Energie des einzelnen Mannes die Kräfte nachlassen, hilft auch der Führerwille nichts.“

Im Westen war der durch den Mangel an Schießbedarf erzeugte Stimmungsdruck noch offensichtlicher und bedrohlicher. Er äußerte sich schon 1914 in Verbindung mit den Rückschlägen an der Marne und nach den geringen Ergebnissen, die die Kämpfe in Flandern gezeitigt hatten. Er steigerte sich ganz besonders im Herbst 1916. „Die Munition wurde immer knapper. Die oberste Heeresleitung bekam sie vom Kriegsminister in der Form von Munitionszügen. Ich habe diese selbst täglich auf die Armeen verteilt. Ich erfuhr, was sie haben wollten, und wußte, was ich geben konnte. Es war eine überaus traurige und auch menschlich qualvolle Aufgabe.“ Je nach Lage mußten zugunsten der einen Front andere an Munition förmlich ausgeplündert werden.

Ueber die Munitionslage um die Wende 1916/17 wird geschrieben: „Die Munitionsvermehrung war zur Zeit von erhöhter Pulverfabrikation abhängig; diese stand wieder in engstem Zusammenhang damit, ob die erforderlichen Ausgangsstoffe gewonnen oder angefertigt werden konnten. Schwefel und Stickstoff spielten eine besondere Rolle. Es war eine äußerst mühevollen Arbeit, hierin Klarheit zu schaffen. Wir erstrebten etwa die Verdoppelung der bisherigen Pulvermenge. Sie wurde nach und nach erlangt trotz vieler Störungen, trotz schwerer Explosionen und Kohlenmangels. Als das Pulverprogramm durchgeführt war, wurde der Stahl knapp; so war es eine dauernde Kette von Reibungen, bis wir unsere Absichten in der Steigerung der Munitionsfertigung erreichten.“

Auf der alliierten Seite ist der Munitionsmangel nie so chronisch geworden. In Frankreich stand schon ein vergrößerter Friedensvorrat zur Verfügung. In England war schon verhältnismäßig bald nach Kriegsausbruch ein Munitionsministerium kreierte worden. Auf diese Weise hatte man erreicht, daß die Munitionsfabrikation im Heimatlande auf das höchste gesteigert werden konnte. Dazu kam noch, daß man im Bezuge der Rohmaterialien keinen Ein-

schränkungen unterworfen war, während der Gegner in dieser Beziehung der Blockade wegen sich kaum zu rühren vermochte. Auch standen die Vereinigten Staaten und Japan als Bezugsquellen zu uneingeschränkter Verfügung.

Diese Ausführungen haben auch für uns ihre Bedeutung, zumal wir in Munitionssachen immer etwas sorglos gewesen sind und leicht die praktischen Schwierigkeiten unterschätzt haben, die sich während Kriegszeiten einer ausreichenden Versorgung mit Munition entgegenstellen können. Jedenfalls ist bei uns zu wenig mit dem Falle gerechnet worden, daß eine Kriegsmöglichkeit sich ergeben könnte, bei der die Rohstoffzufuhr von auswärts, auf die wir doch angewiesen sind, fast gänzlich unterbunden ist. Aber wir haben auch sonst der Regelung der Munitionsfrage zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, weil uns unsere einseitige Friedensausbildung niemals die Wichtigkeit derselben drastisch vor Augen geführt hat. Aus diesen Gründen ist uns auch gänzlich das Gefühl dafür abhanden gekommen, welche Komplikationen dem Ersatz aus den Munitionsverschiedenheiten entstehen können. Darum verdient auch die Bemerkung Ludendorffs volle Würdigung, die auf diese Schwierigkeit hinweist. „Besondere Beachtung verdiente die Ausstattung der Truppe mit den verschiedenen Munitionssorten. Die Geschosarten waren zu mannigfaltig; es war für die Batterieführer eine Kunst, sich zurechtzufinden, und für die Kommandobehörden schwierig, die richtige Munition rechtzeitig zur richtigen Stelle zu schaffen.“ Das ist übrigens eine Erfahrung, die noch in allen Kriegen gemacht worden ist und nach deren Beendigung jeweils auf eine Vereinfachung in den Geschosarten hat dringen lassen. Sie ist mit anderem die Ursache gewesen, die nach 1870/71 den Schrei nach einem Einheitsgeschütze hat erklingen lassen.

Wollen wir nicht das Risiko laufen, nach wenigen Gefechts-
tagen von aller Munition entblößt zu sein, so gilt es vor allem die Lehre des Weltkrieges zu beherzigen, daß schon in Friedenszeiten für einen möglichst ausreichenden Munitionsvorrat und die sofortige Aufnahme einer Massenproduktion mit Kriegsausbruch vorgesorgt werden muß. Das kostet freilich ein schweres Geld und repräsentiert ein scheinbar unrentables Kapital. Aber wer vom Völkerbund nichts unmögliches erwartet, wird im Interesse unserer staatlichen Unabhängigkeit eben doch in diesen sauren Apfel beißen müssen. Dafür muß mit allen Nebensächlichkeiten und einem unnötigen und dazu noch unpraktischen Uniformenfirlefanz gründlich abgefahren und aufgeräumt werden. Ueberhaupt muß zu Gunsten der Hauptsache überall dort eingespart werden, wo es ohne Schaden für die Kriegstüchtigkeit und Schlagfertigkeit geschehen kann. Vielleicht läßt sich auch ein Geschos konstruieren, das ohne kostspielige Inneneinrichtung in Friedenszeiten als Uebungsgeschos zu gebrauchen ist und im Kriegsfall dann „scharf“ gemacht werden

kann. Das hätte immerhin den Vorteil, daß zu Uebungszwecken mit der Munition nicht gegeizt werden muß und mit der teuren Kriegsmunition doch gespart werden kann, ohne daß die Schießausbildung darunter Schaden leidet, denn der Verbrauch von scharfer Munition geht namentlich bei den großen Kalibern bald in ein enormes Geld.

Ausserdienstliche Schreibearbeit.

Von Oberstlt. i. Gst. *VonderMühl.*

Auf meinen Artikel in Nr. 7 dieser Zeitschrift sind mir von den verschiedensten Seiten (von sehr hoch oben bis ganz unten!) Zustimmungserklärungen zugegangen. Ich glaube daher, daß die Frage nicht ruhen sollte, und möchte daher eine Seite derselben nochmals hervorheben, die mir von außerordentlich ernster Bedeutung zu sein scheint.

Es ist dies die Belastung der — wenn man so sagen darf — *mittleren* Kommandostufen mit unersprießlicher Arbeit dieser Art.

Dahin gehört vor allen Dingen die *Vorbereitung der Wiederholungskurse*, welche dieses Jahr vornehmlich die Regimentskommandanten der Infanterie belastet.

Wenn man bedenkt, daß es sich bei diesen — abgesehen von den Instruktionsoffizieren — durchweg um Männer handelt, welche mitten in der intensivsten Berufsarbeit stehen, wohl in der überwiegenden Mehrzahl Familienväter sind und zu einem großen Teil auch noch in anderer als militärischer Weise freiwillig der Oeffentlichkeit dienen, so wird man zugeben müssen, daß schon die *rein militärische* Vorbereitung eines Wiederholungskurses (Rekognoszierungen, Zeiteinteilung, Arbeitsprogramm, Uebungsanlagen etc.) für sie ein Maß von Arbeit erfordert, welches die „freie Zeit“ sehr stark in Anspruch nimmt.

Darüber hört man nie eine Klage; desto mehr aber über das Labyrinth von *administrativen Anordnungen* aller Art. Sie verlangen ein eigentliches Studium einer Unzahl von Vorschriften und Erlassen aller möglichen Stellen, das Durchstöbern ganzer Jahrgänge des Militäramtsblattes, Anfragen an allen Enden und Auskünfte nach allen Seiten.

Es erweist sich immer deutlicher, daß der „Kommandodienstweg“ für solche Dinge in Friedenszeiten nicht die geeignete Instanz ist.

Wieviel einfacher wäre es, wenn die Verwaltung den Truppenkommandanten diese militärisch absolut unfruchtbare Arbeit abnähme!

Was nützt es für die Führerausbildung, wenn der Regimentskommandant selbst sich darum kümmern muß, ob alle berittenen Offiziere Pferde haben, wieviel Trainpferde bestellt werden müssen